



WANDERER IN DER NATUR

Das Drüsige Springkraut (*Impatiens glandulifera*)
verdrängt andere Pflanzen, ist bei Bestäuberinsekten
aber sehr beliebt. FOTO: PIXABAY/JAKOB STRAUSS

WENN NEUE ARTEN ZUM PROBLEM WERDEN

„Sie kommen wie eine feindliche Armee, infiltrierend, metastasierend ...“ schrieb vor gut einem Vierteljahrhundert ein besorgter Naturschützer in der Zeitschrift „Nationalpark“. Gemeint waren „die Fremden“, die inzwischen auch oft „Aliens“ genannt werden. Die Europäische Union hat fast 90 solcher als „invasiv“ eingestufte Arten von Pflanzen und Tieren auf eine extra dafür geschaffene „Schwarze Liste“ gesetzt. Diese Einstufung gibt die Eindringlinge gleichsam frei zur Vernichtung. Die invasivsten der Invasiven sind in der „Schwarzen Liste“ jedoch nicht enthalten, denn Mais (drei Millionen Hektar Anbaufläche in Deutschland) oder Kartoffel genießen den Status der guten, der willkommenen Fremden. Bei der Kartoffel ist dies nachvollziehbar, beim Mais weniger, zumal wenn dieser unter großem Einsatz von Düngemitteln und Pestiziden zur Gewinnung von Biogas angebaut wird. Was ist da so ein Invasiver dagegen, wie das Drüsige Springkraut (*Impatiens glandulifera*) mit so schönen, bei Bienen und Hummeln beliebten Blüten? Welche Kriterien liegen den Einstufungen und der verbreiteten Ablehnung der „Fremden“ zugrunde?

Text:

Prof. Dr. Josef H. Reichholf
reichholf-jh@gmx.de



FOTO: PRIVAT

Betrachten wir zunächst die zeitliche Perspektive. Wie in der Menschenwelt gilt bei Tieren und Pflanzen als „Fremdling“, wer noch nicht lange genug „heimisch“ ist. Doch was ist lange genug? Ein Jahrzehnt, in dem sich erwiesen hat, ob die Art harmlos oder gefährlich ist? Ein halbes oder ganzes Jahrhundert? Fachliche Einstufungen und gefühlsmäßige Ansichten klaffen tatsächlich weit auseinander. So nehmen manche das Jahr 1492 als Wendepunkt, weil mit Kolumbus' Erreichen Amerikas ein intensiver Austausch von Pflanzen, Tieren und – nicht zu vergessen – auch von Krankheiten mit der „Neuen Welt“ in Gang kam. Die nach 1492 zu uns gekommenen Arten gelten als „Neu-Tiere“ (Neozoen) und „Neu-Pflanzen“ (Neophyten), zusammengefasst „Neobiota“ benannt. Allerdings waren die vorher anwesenden Arten auch nicht urheimisch. Viele, sehr viele sogar, wanderten mit den Menschen ein, die von Anatolien her den Ackerbau nach Europa brachten. Fast die gesamte große Palette der Tiere und Pflanzen der Fluren – von Feldhase und Feldlerche bis zu Rebhuhn und den meisten Wiesenblumen – gehören zu diesen früheren Einwanderern. Das gilt insbesondere für die Acker-Wildkräuter, die Unkräuter hießen und zumeist in aufwändiger Handarbeit bekämpft wurden, wie die blaue Kornblume, der rote Mohn oder die Echte Kamille. Mag sein, dass manche der Feldblumenarten vor Ausbreitung der Landwirtschaft schon in irgendwelchen Nischen oder an Sonderstandorten wuchsen. Häufig oder gar auffällig waren sie gewiss nicht. Erst die Felder bereiteten den Nährboden für ihre Ausbreitung. Darauf ist zurückzukommen, denn zwei Umweltfaktoren bestimmen fast ausnahmslos, welche fremden Arten sich ansiedeln und ausbreiten oder gar invasiv werden können.

BEDROHUNG IST OFT EMPFINDENSACHE

Doch vorher ein Blick auf uns selbst. Wir pflegen unbewusst zu unterscheiden, was uns vertraut ist und was fremd, weil wir es noch nicht kennen. Kommen die Neuen auf uns zu, empfinden wir sie als Bedrohung, außer sie sind noch ganz rar und unauffällig. Werden sie häufiger, ändern sie die uns vertrauten Bilder und Erwartungen. Begeben wir uns hinaus „in die Fremde“, sind wir „neu-gierig“, wissensdurstig und wollen neue Erfahrungen sammeln. Positive und negative Reaktionen kommen in uns unwillkürlich auf, je nachdem, ob Neues auf uns zukommt oder wir aktiv darauf aus sind, etwas zu entdecken. In diese psychologische Falle geraten immer wieder auch Naturschützerinnen und Naturschützer, wenn sie vorschnell ohne schlüssige wissenschaftliche Untersuchungen urteilen, obwohl das Neue vielleicht lediglich eine „Bildstörung“ ihrer Betrachtungsweise auslöst.

Doch mit der Zeit wird das Fremde normal. Und eventuell alsbald schützenswert, wenn die betreffende Art, an die man sich gewöhnt hat und die man folglich schätzt, wieder zu verschwinden droht. Für die Erhaltung der Acker-Unkräuter stellt die EU der Landwirtschaft seit Jahren Millionenbeträge zur Verfügung. Ein anders gelagertes Beispiel: Die Jägerinnen und Jäger versuchen mit großem Aufwand und jagdlicher Bekämpfung heimischer Arten wie Fuchs und Habicht, Fasane zu schützen, die zwar fremd, aber aus Gründen des jagdlichen Vergnügens eingeführt und ausgesetzt worden sind.

DIE ROLLE DER LANDWIRTSCHAFT

Sind Fasan oder die im Stromsystem der Donau nicht heimischen Fische, wie der Aal oder die Regenbogenforelle, die in großem Umfang von der Sportfischerei freigesetzt wurden, anders zu beurteilen als unbeabsichtigt in für sie neue Regionen gelangte Arten? Davon gibt es so viele, dass es nachgerade überrascht, wie wenige sich dauerhaft ansiedeln. Kaum eine unter hundert Arten

Durch die starke Überdüngung der Landschaft werden stickstoffliebende Pflanzen gefördert, klassische Magerstandort-Arten verdrängt.

FOTO: PIXABAY/PASCVII



Fasane werden von Jägerinnen und Jägern gejagt und geschützt. FOTO: PIXABAY/JAN TEMMEL

wurde invasiv, was bedeutet, dass sie sich massiv ausbreitete und Maßnahmen zur Eindämmung oder ihre Wiederausrottung geboten erscheinen. Für den Erfolg weniger Invasiver gibt es – bei uns, denn global kann ein weiterer sehr wichtiger Grund hinzukommen (s. u.) – zwei Hauptgründe. Sie wurden bereits beim Hinweis auf die Ausbreitung vieler Arten mit der Landwirtschaft angedeutet: Diese schafft mit ihrer Bearbeitung der Flächen die strukturellen Vorbedingungen für die Ansiedlungen. Offener Boden ist konkurrenzfreier Raum fürs Aufwachsen von Pflanzen. Wo immer eine Fläche sich selbst überlassen bleibt, wird sie sehr schnell von allen möglichen Pflanzen überwuchert. Mit „überwuchern“ wird der zweite, im Verborgenen wirkende Faktor genannt, nämlich die Düngung. Sie ist EU-weit, ja auf großen Teilen der Nordhemisphäre der Erde, zum ökologischen Charakteristikum geworden. Die Fluren speziell und fast die gesamte übrige Natur sind stark überdüngt. In Deutschland kommen alljährlich mehr als 100 Kilogramm Stickstoff (als Reinstickstoff gerechnet) zu viel auf jeden Hektar. Auch Schutzgebiete werden über den Luftweg mitge- bis überdüngt. Die Folge davon ist, dass Pflanzen, die viel Stickstoff brauchen oder tolerieren, üppig wuchern und viele der auf magere Verhältnisse eingestellten Arten verdrängen.

Auch Kornblume und Mohn waren nicht immer in Mitteleuropa heimisch, sie sind hier aber schon Jahrtausende lang etabliert und werden deshalb nicht zu den Neophyten gezählt. FOTO: PIXABAY/KARSTEN BERGMANN



AUF OZEANISCHEN INSELN WIRKEN SICH NEOBIOTA BESONDERS FATAL AUS

Diese Verdrängung durch Überdüngung trifft auch die Kleintiere, wie die Wildbienen, Schmetterlinge und andere Insekten, die als „Nützlinge“ erwünscht wären. Den von Insekten lebenden Vögeln mangelt es somit an Nahrung. In diesen überfetteten Kuchen, den die Überdüngung bereitstellt, dringen einige invasive Arten ein, für die solche Bedingungen passen. Sie vermehren sich gewaltig – und verursachen Schäden bzw. Kosten. Invasivität ist hausgemacht, keine böse Eigenschaft der invasiven Arten. Sie kamen mit, als sich die Europäer anschickten, „die Welt zu erobern“. Wie die Ratten gelangten Arten aus Europa und Nordamerika, dem Abkömmling Europas, auf die entlegensten Inseln und in ferne Kontinente. Dort verursachen gerade europäische Arten große Schäden durch Verdrängung bis zur Vernichtung der heimischen und meist ganz speziellen Inselarten. Deshalb gelten ozeanische Inseln als besonders bedroht von fremden Arten. Fairerweise müsste man akzeptieren, dass es in allererster Linie der Mensch ist, der die Natur der entlegenen Inseln ge- oder zerstört hat. Die invasiven Arten kamen mit ihm.

Bedenkliche Konsequenzen dieser Entwicklungen treffen uns mitunter in höchst bedrohlicher Form mit der Einschleppung und Ausbreitung von Krankheiten. Das beginnt mit Arten, wie der Ambrosia aus Nordamerika, deren Pollen besonders heftige Allergien auslöst, führt(e) zur großflächigen Vernichtung heimischer Frösche durch einen aus Ostasien eingeschleppten Pilz und zu Krankheiten, die direkt Menschen befallen. Das gab es auch früher schon, wie die verheerenden Seuchen der Geschichte zeigen mit Pest und Syphilis oder der Spanischen Grippe und der Corona-Pandemie. Wir täten also gut daran, erheblich vorsichtiger zu sein. Allzu offene Grenzen sind gefährlich, so wünschenswert sie in vielerlei Hinsicht auch sein mögen.

DIE NATUR IST FLEXIBEL – SIND WIR ES AUCH?

Bleibt die Verfälschung der Natur durch die fremden Arten. Dieser Aspekt ist besonders umstritten, weil es keine allgemein verbindliche Festlegung gibt, wie (unsere) Natur sein soll. Bis hinauf zu den Almen ist sie eine Kulturlandschaft, geprägt vom Wirken der Menschen. Die unterschiedlichen Nutzergruppen sehen „Natur“ ziemlich verschieden, etwa wenn Jäger auf „ihr Wild“, Angler auf „ihre Fische“, Landwirte auf „ihre Wiesen und Felder“ blicken oder Naturschützer „ihre Natursicht“ zugrunde legen. Natur ist aber ein höchst dynamisches Mit- und Nebeneinander unterschiedlichster Arten. Bestimmte Zustände sind nicht festgelegt. Solche stellen sich immer dann ein, wenn ein wesentlicher Faktor begrenzend wirkt, wie Nährstoffe für das Wachstum von Pflanzen oder die Verfügbarkeit von Wasser. Die Natur



Offener, unbewachsener Boden ist eine „Einladung“ für Pflanzen sich anzusiedeln. FOTO: PIXABAY/WOLFGANG EHRECKE

ist dynamisch – sie war es immer und muss es sein. Was auf einen festen Wert erstarrt, geht mit der Zeit zugrunde. Das gilt auch für uns Menschen, doch wer will das schon wahrhaben? Unsere Natur sollten wir so natürlich wie möglich halten, das versteht sich von selbst. Aber mit der Überdüngung und den großflächigen Monokulturen, mit der Begradigung der Fließgewässer und dem Wachsen der Städte wurden neue Rahmenbedingungen geschaffen. Damit umzugehen müssen wir lernen.



Ratten gelangten als Kulturfolger per Schiff mit dem Menschen in die ganze Welt, wo sie vielerorts andere Arten drastisch reduzierten oder sogar zum Aussterben brachten.

FOTO: PIXABAY/WOLFGANG VOGT

Auch den endemischen Blaufußtölpeln auf den Galapagos-Inseln setzten die Ratten enorm zu.

FOTO: PIXABAY/RENÉ PERROT

